Zeitschrift: Für die Heimat : Jurablätter von der Aare zum Rhein
Band: 1 (1938-1939)
Heft: 5

Artikel: Der Junker von Dorneck : Marienlegende
Autor: Marti, Hugo
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-860845

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Bild von Oberst und Bundesrat Emil Frey. Möchten wir heute das Schlusswort seines Buches besonders beherzigen:

«Lass dich nicht betören von dem Treiben der Hand voll Verblendeter, die, einem missverstandenen Freiheitsideale zulieb, Staat, Gesellschaft und Vaterland zu opfern bereit sind. Lass dich auch nicht einwiegen in den Schlummer gedankenloser Friedensseligkeit! Nur d a s Volk wird bis an das Ende der Zeiten ein Volk von Männern sein und bleiben, welches auf der Hochwacht ausschaut und seine Glieder stählt in dem Bewusstsein, dass es jeden Tag berufen werden kann, sich selber einzusetzen für Ehre, Freiheit und Vaterland.»**) E. W.

**) Basler Jahrbuch 1928.

Der Junker von Dorneck

Marienlegende von Hugo Marti*)

Wie es vorkommen mag, dass in einen wohlgepflegten Garten mit geraden, schattenspendenden Baumreihen und sauberen Beeten voll Blumen und Gemüsen, in eine Ecke beim Zaun vielleicht ein fremder, vom Wind verwehter Samen geraten kann, der in die dunkle Erde fällt und keimt und sprosst, und übers Jahr, so steht da — nicht ein üppiges, nichtsnutziges Unkraut mitten im Weg, aber eine seltsame, fremde Blume, wie deren keine andere im Garten vorkommt, oder wächst da langsam ein wilder Rotkirschenbaum mit säuerlichen Früchten auf, knorrig und eigensinnig, und der Herr des Gartens will das fremde Gewächs erst ausrotten, lässt es aber dann geduldig und neugierig stehen, um zuzuschauen, was daraus werden mag, und seine Enkelkinder und spätere Geschlechter haben vielleicht sogar einmal Freude daran und weisen stolz ihren Gästen die ungewöhnliche Blüte oder das seltsame Holz, —

So kam auch zu jener Zeit, als das Kloster unserer lieben Frau in den Rosen noch gering war, ein fremdes Weib in die Sippe derer von Dorneck, und sie wäre um ein kleines wieder daraus verstossen worden, hätte nicht, als ein guter Gärtner, die heilige Mutter selber ihre schützende Hand über sie gehalten. Und das geschah also:

Hanns, Herr von Dorneck, kehrte an einem Frühlingstage über den blauen Hauenstein und durchs waldige Tal der Ergolz zurück in seine Heimat, Basel zu. Als er im Abendschein die Türme der Stadt aufragen und die Dächer funkeln und den Rauch steil zum Himmel steigen sah, bog er zur Linken ab und nahm den Weg zu seiner Burg. Mit dem Arm wies er hinüber nach der rot und dunkel glühenden Stadt und dem flimmernden Strom und sagte zu der Frau, die neben ihm ritt, lachende Worte. Ein paar Gesellen und Trossknechte folgten und trieben die Rosse fröhlich an.

Die Frau fragte etwas, in wälscher Sprache und klingendem Ton. Der Ritter erwiderte: «Seit langen Jahren sah ich dieses Land nicht mehr. Und nun gefällts mir besser, als da ichs verliess. Hier will ich ausruhen von wälschen Händeln, in diesen Buchenwäldern.»

Langsamen Trottes zogen sie durchs Gehölz, und wo der Pfad sich eng zwischen einem moosigen Felsblock und den dichten Stämmen durchzwängte, legte der Junker seinen Arm um das dunkle Weib und fragte: «Gefällts auch dir? Und reuts dich nicht, aus deiner heissen Ebene mir gefolgt zu sein in unsere Waldhügel?»

*) Aus: Hugo Marti, „Das Kirchlein zu den sieben Wundern" mit Erlaubnis des Verlag Orell Füssli, Zürich.

Sie schüttelte lachend den Kopf, drehte ihn aber dann zu ihm und bat: «Liebster, wirst du hier ruhig leben und mich nie verlassen?»

Da hielt er sein Ross an, wartete, bis die Gesellen und Knechte herangeritten waren, und sagte laut: «Gesellen, hört! Manches haben wir zusammen unternommen, gesehen und erlebt, und doch halte ich dafür: schöner erschien mir nichts als diese Täler und Buchenforste, durch die wir heute reiten. Hat auch nicht jeder unter euch von seinen Fahrten und Abenteuern sich Beute heimgeführt wie ich, so findet er wohl hier seinen Schatz, schmuck wie einst und kostbarer, als da er ihn verliess. Und darum mein ich und sag ich es euch: was die jungen Jahre von uns verlangten, haben wir über alles Mass geleistet; ein schlechter Kerl, der Mann, der um Abenteuer nochmals die Heimat mit der Ferne vertauscht!»

Die Männer lachten und nickten und laute Fröhlichkeit klang durch den Zug.

Da sie aber über den letzten Kamm ritten, sahen sie tief im Talgrund unter sich, mitten in den wilden Rosen, das Kirchlein stehen, das um der lieben Frau Bildnis gebaut war und wunderten sich darob und berieten hin und her; der Junker aber wütete: «Da haben sie sich fein eingenistet, dieweil der Herr weg war! Was gilts, wir finden unsere Burg wieder als ein Siechenhaus?»

Und er gab dem Rosse die Sporen und sprengte den andern voran, denn es hielt ihn nicht mehr zurück. Die Burg aber stand verschlossen, wohl verwahrt hinter Riegel und Mauer, und der alte Torwart öffnete Gatter und Tür, als wäre der Herr am Morgen ausgeritten und hätte sich nicht ein Jahrzehnt und mehr in der Fremde herumgetrieben.

Als die dunkelhaarige Frau in den Burghof ritt, sah sie staunend auf zu den dicken Türmen, an denen die Schwalben ab und zu flogen, nach den zackigen Brustwehren und dem gepfählten Torgatter, und hob sich auf die Fussspitzen, um durch eine Scharte hinauszulugen ins hellgrüne Geäst der Buchen. Und dann erfüllten Stimmen, Lärm und Lachen die weiten Säle und Kammern, Fenster gingen klirrend auf, und wieder flackerte das Feuer im breiten Kamin.

Da es aber vollends eindunkelte und sie aus dem Tal ein feines Geläut herauftönen hörten, blickte der Junker die Frau an, und diese schlug ein Kreuz über Stirn und Brust. «Wollen wir unsere Nachbarn besuchen gehn?», fragte er und lachte böse. Sie sagte leise: «Ja; seit langer Zeit kniete ich nicht mehr zum Gebet.»

So stiegen sie durch den schattendunkeln Wald hinab und über die Grashalde, traten in die wilden Rosenbüsche ein, die kaum erst belaubt waren, und dann ins Kirchlein.

Dämmerig nur lag das Licht der letzten Stunde auf den Häuptern der knieenden Mönche und dem Gewand ihres laut betenden Bruders. Ganz im Schatten stand das Bild der lieben Frau, vor dem sich der Mönch manchmal tief verneigte.

Keck und mit lautem Klirren seiner Sporen trat der Junker vor die Mönche und mit der rechten Faust zog er die widerstrebende, dunkelhaarige Frau hinter sich her. Sie barg ihr Gesicht in der Hand und wollte zu Boden sinken, aber des Ritters Arm hielt sie herrisch aufrecht.

«Friede sei mit dir, Herr», sprach ihn der Mönch an und trat einen Schritt zurück. «Störe nicht den Dienst unserer lieben Frau, wer du auch seist.» Und er streckte seine magere Hand aus dem Kuttenärmel hervor.

«Wer ich auch sei!», höhnte der Junker. «Und wenns mir gefällt, vertreib ich euch heute noch aus diesem

Talgrund und reisse euer Gehäuse ein oder zünde es euch über euren kahlen Köpfen an. Denn ich bin der Herr auf diesem Grund und Boden, und wenn ihr knieen wollt, so kniet vor meinem Lieb, die meine und eure Herrin ist!» ihr aus dem Angesicht der Reinen, Makellosen.»

Bei diesen Worten sank die fremde Frau ganz zur Erde und lehnte ihre Stirne an den Stein, auf dem das Bildnis stand, und umklammerte ihn mit

Birseck

Holzschnitt von E. Bärtschi

Und nun stand die dunkle Frau unter dem Bildnis, aber nicht lächelnd und mild wie dieses, sondern in Scham und Herzensangst die grossen Augen vergrabend in beide Hände.

Der Mönch erwiderte gelassen: «Dem Weib, das du vor uns gestellt, dienen wir nicht, denn wir kennen nur eine einzige Herrin; die steht über ihr. So es dein eheliches Gemahl ist, Junker Hanns von Dorneck, soll sie von uns ehrerbietig gegrüsst sein, so du sie aber aus Uebermut hergeführt hast von deinen unsteten Zügen, so weiche mit weitgereckten Armen. Der Junker aber stampfte und schrie: «Was kümmert mich eure Herrin? Ist sie dunkel von Haar wie mein Lieb, schwarz in den Augen und bräunlich wie eine reife Frucht? Ist ihre Minne süss wie wälscher Wein? — Komm, Liebste.» — Aber als er sich zu ihr niederbeugte und sah, dass sie weinte, lachte er und spottete: «Was vergiessest du Tränen vor dieser da, die ich nie geliebt und der ich nie einen Dienst getan, wie es doch allen schönen Frauen gegenüber bei mir Sitte ist?» Und er fasste sie

wieder am Handgelenk, hob sie vom Boden empor und verliess mit ihr das Kirchlein.

Am folgenden Tage sass sie zu Hause in der Erkerkammer; diese hatte ihr der Junker einrichten und alle südländischen Teppiche und Tücher dorthin bringen lassen, die in seinem Trossgepäck verschnürt gewesen waren. Sie aber kümmerte sich gar wenig um alle Herrlichkeiten, mit denen sie sonst so gerne gespielt hatte, breitete nicht die köstlichen Stoffe über die kahlen, grossen Stühle und Bänke aus, sondern sass bekümmert am schmalen Fenster und hielt das Silberkreuz, das ihr an einer schlangenschuppigen Kette um den Hals hing, in den Händen. Es hatte ihr aber der Junker dies Kleinod geschenkt, das erstemal, da er sie auf der gewölbten Brücke in Venezia erblickt und weil sie so begehrlichen Auges die Schmuckstücke, Spangen und Gürtel auf den Krämertischen betrachtet hatte. Und seither war es nie von ihrem schmalen, bräunlichen Halse gekommen.

Der Junker aber freute sich seiner wiedergefundenen Heimat, indem er bei einfallendem Abend allein in den Wald hinausritt, mit leichtem Speer und seiner Armbrust hinter einem Wilde her. Und stundenlang war er einem Hirsch auf der Spur, trieb sein Ross durch Dickicht und Hochwald, über Berge und durch Schluchten, und hetzte das flüchtige Tier endlich in das stille Tälchen, nach den Rosenbüschen hin. Dort verschwand es im Schatten des Abends.

Der Junker sprang aus dem Sattel und brach durch die Büsche, mit gespannter Armbrust. Da sass auf der Treppenstufe vor des Kirchleins Tür eine Jungfrau und hielt einen Rosenzweig in der Hand, der trug kleine, zackige Blätter, aber noch keine Blüten.

Die Jungfrau erhob sich, da sie den Ritter sah, und wandte sich zum Gehen. Er aber herrschte sie an: «Hast du nicht einen Hirschen hier durchjagen sehen?»

«Nein, Herr», sagte sie scheu und senkte das Haupt.

Der Junker trat nun näher und sah ihr ins Gesicht: «Du bist von hierzulande?»

«Ja Herr.»

«Du warst wohl im Kirchlein, rate ich recht, oder besser: wartest du auf deinen Schatz?»

»Ach nein, Herr, ich erwarte niemand. Welcher Bursch blickte nach mir?»

«Nicht doch!» lachte der Junker und fasste sie am Arm. «Ist mir der Hirsch entgangen, so habe ich ein ander Wild eingefangen.» Und er wollte sie küssen, sie aber wehrte es ihm und streckte den stachligen Rosenzweig zwischen ihr und des Ritters Gesicht, so dass er zurückweichen musste.

«Lasst das, bitte ich Euch», flehte sie. «Es brächte Euch und mir wenig Ehre. Hab ich Euch nicht gestern mit eurer schönen Frau aufs Schloss reiten sehen?»

«Da hast du falsch gesehen», lachte der Junker. «Ein Mann darf wohl zwei Liebchen haben.»

(Fortsetzung folgt.)

Chölti.

Wie sy die Tage wulchig, nass und cholt!
Kei Sunne, nüt Sünneligs meh!
Gsehsch, d'Näbel mummele d'Bäum scho y . . .
Si gsäje wie Spittelwybli dry.
Und wägerli, 's schmöckt noh Schnee.

Jez d'Lüt . . . o jee, die hütschle dervo,
's weuscht ekein em andere d'Zyt.
Me gwahrt, si schleiken öppis noh,
Wo schwer wie ne Sack über d'Achsle lyt.
Und fieng ein a lächle, so fyn 's chönnt sy,
Es gfrur im willsgott uf de Läfzgen y!

Traugott Meyer.

Aus: „Schwyzerheil", Schweizer Spiegel Verlag Zürich